Das Familiengeheimniß.

Nach dem Englischen von M. W.

Mamachen war sehr aufgeregt und ruhelos. Sie trippelte beständig hin und her und lief dann und wann ans Fenster, um die Straße hinabzuschauen, die an ihrer kleinen Villa draußen im Vorort vorüberführte. Das noch immer sehr hübsche Frauchen erwartete jemand, sah aber seinem Kommen mit Aengstlichkeit entgegen. Papa saß im Lehnstuhl und rauchte sein Pfeifchen. „Setz Dich doch, Alte!“ sagte er. „Du bist ja ganz aus dem Häuschen.“ „Ja!“ erwiderte sie, „es ist aber auch keine Kleinigkeit, daß unser Evchen ihren Verehrer herbringen und uns vorstellen will.“ Sie erröthete wie ein junges Mädchen. „Nun, sie ist selbstständig, in guter Stellung und darf wohl an eine ehrliche Liebschaft denken.“ — „Ja, und daß ihr Verehrer gerade Roland Meerkatt heißen muß! Wenn er der Sohn jenes Mannes wäre — wenn es herauskäme — es wäre doch gar zu schrecklich.“ — — „Freilich — freilich!“ sagte der alte Gerloff und sah seine Frau verlegen an — „schön wäre es nicht — aber es wird wohl noch andere Leute dieses Namens geben!“

Indem hörten sie die Hausthür gehen und Evchens freundlich helles Lachen. „Sie sind es!“ rief Mama. „Ach, Hermann, wenn er es doch wäre! Wenn Evchen schließlich erführe! Ich schämte mich zu Tode — ich könnte meinem Kind nie wieder in die Augen schauen!“ — Na, Mutter — Du thust ja gerade, als hätten wir ein Verbrechen begangen! Aber still, kein Wort weiter! sie kommen —“

Evchen trat ins Zimmer, gefolgt von einem stattlichen jungen Menschen mit klugem Gesicht und lustigen Augen. Sie stellte ihn vor, man schüttelte sich die Hände, und bald war eine muntere Unterhaltung im Gange. Roland erzählte von den Seinigen, daß er in Remslow, einem südlichen Vororte, wohne, wo sein Vater, nachdem er sich vom Geschäfte zurückgezogen, eine reizende Besitzung habe. „Frl. Gerloff muß uns dort besuchen!“ sagte er. „Ich habe sie schon eingeladen, mit mir eine Radpartie hinaus zu machen!“

Als man sich später an den Theetisch gesetzt, kam das Gespräch wieder auf Remslow und die Freuden des Landlebens. Evchen sagte, sie könne sich nichts Entzückenderes als so etwas denken, wo man sich Hühner halten könne und Schweinchen und Kühe. „Ja!“ sagte Roland. „Das haben wir alles, und wenn Frl. Evchen uns besuchen will, so führe ich sie in der Kuhstall, und sie darf selber eine Kuh melken. Ich zeige ihr, wie man das macht.“ Evchen lachte hell auf. Danach war von des alten Meerkatt einstigem Geschäft die Rede, und Roland, immer zu Scherzen aufgelegt, vermaß sich zu wetten, daß niemand hier errathen könne, was für ein Geschäft sein Vater einst betrieben. Man rieth hin und her, nannte die barocksten Berufe, traf aber nicht das Richtige. Zuletzt verlangte das ungeduldige Evchen von ihrem Verehrer zu wissen, was denn eigentlich sein Vater gewesen.

Roland rief lachend: „Ich wußte, Sie würden es nicht rathen! Nun denn, mein Vater hatte ein — Heirathsbureau! Es muß das ein einträgliches Geschäft sein, denn er hat ein Vermögen damit gemacht!“

Bei dem Worte „Heirathsbureau“ war Mama todtenbleich geworden. Sie wandte sich ab, im nächsten Augenblick taumelte sie und sank auf das Sofa. Evchen sprang ihr mit lautem Aufschrei zu Hilfe. Mama kam bald wieder zu sich und stammelte Entschuldigungen. „Die Hitze im Zimmer!“ sagte sie. „Komm, Papa, führe mich in den Garten! Es ist wirklich nichts, mein Töchterchen! Ein kleiner Schwindel. Laß nur! Bleib nur bei Deinem Gaste!“ — „Wirklich, mein liebstes Mamachen?“ — „Verlaß Dich darauf!“ Und damit ging sie, auf Papa gestützt, hinaus.

Roland hatte Evchen mit liebevollen Blicken zugeschaut. „Sie haben Ihre Mama sehr lieb?“ sagte er. „Sehr, sehr lieb!“ erwiderte Evchen. „Und ich habe auch allen Grund! Ich habe ein glückliches Heim. Ein glücklicheres Paar als meine Eltern kann es gar nicht geben! Nie habe ich sie ein böses Wort miteinander wechseln hören, solange ich denken kann!“ — „Solch ein Paar wäre eine Reklame für meinen Vater gewesen!“ scherzte Roland. „Was für ein kurioses Geschäft!“ sagte Evchen sinnend. „Kein Wunder, daß Sie es nicht weiterführen“ — Roland sah Evchen scharf an. „Warum?“ fragte er. Sie zögerte. Sie schlug die Augen nieder. „Ich meine“ — sagte sie endlich, „daß Ehen, die aus einem Heirathsbureau hervorgehen, nicht die richtigen Ehen sind!“ — „Das ist ein Irrthum, Fräulein Gerloff! Viele Paare, die mein Vater zusammengebracht, sind sehr glücklich geworden. Er pflegte jedes Paar zu bitten, daß sie ihm nach Jahresfrist schrieben, wie es ihnen erginge. Er besitzt einen ganzen Band voll solcher Briefe. Sie sind interessant und lustig zu lesen. Wenn Sie zu uns zu Besuch kommen, zeige ich Ihnen die Sammlung. Wollen Sie kommen? Sie müssen doch auch meinen Papa kennen lernen, nun ich Ihre Eltern kenne!“ Evchen machte Einwendungen. „Wollen Sie denn nicht die Kuh melken?“ fragte Roland schelmisch und sah ihr zärtlich in die Augen. „Ja, die Kuh melken!“ lachte Evchen, das hatte ich ganz vergessen!“

An einem prachtvollen Sonntag Morgen radelte Evchen mit Roland nach Remslow hinüber. Es war eine entzückende Partie. Evchen wäre vollkommen glücklich gewesen, wenn nicht der Gedanke an ihre Eltern ihre Stimmung ein wenig getrübt hätte. Beide, Vater und Mutter, behandelten Evchens Verhältniß mit Roland mit einer Kühle und Zurückhaltung, die sie sich nicht erklären konnte, und als Roland sie zu der heutigen Partie abgeholt, hatte Frau Gerloff bitterlich zu weinen angefangen. Sie konnte das Räthsel nicht lösen.

Herr Meerkatt senior empfing seinen Besuch mit ausnehmender Liebenswürdigkeit. Evchen fühlte sich bald heimisch in Remslow, und die Reize der Ländlichkeit nahmen ihren ganzen Sinn gefangen. Natürlich erhielt sie die versprochene Melk-Lektion und benahm sich mit großem Geschick dabei, wie sie denn, mit einem Küchenschürzchen angethan, die Anmuth selbst zu sein schien. Nachmittags setzte sich das junge Pärchen in eine stille Laube des Gartens. Roland hatte spaßeshalber und zur Unterhaltung, an der es ihnen eigentlich gar nicht gefehlt hätte, das dickleibige Buch mit den Akten der einstigen Heirathsklienten seines Vaters herausgeschleppt. Evchen, von weiblicher Neugierde ergriffen, ließ sich sofort den Band aufschlagen. Nebeneinander auf dem Bänkchen sitzend, gingen die Beiden Blatt für Blatt miteinander durch. Sie amüsirten sich köstlich. Evchen fand des Lachens kein Ende über die Briefe und Dokumente, die hier vor fremden Augen all ihre Geheimnisse bloslegten.

Eben stießen sie auf eine neue Annonce. „Ein junger Mann, solide, religiös, der gerade eine Frau ernähren könnte, möchte die Bekanntschaft eines braven, verständigen Mädchens machen, das keine Furcht vor Armuth hat.“

„Bravo!“ sagte Evchen. „Das ist kein Firlefanzer! Und auf solche Annonce kann nur ein wackeres, tüchtiges Mädel sich melden! — Im nächsten Augenblick entfuhr ihr ein leiser Aufschrei. „Herr Gott, die Unterschrift: „Hermann Gerloff — mein Vater!“ — „Alle Wetter!“ rief Roland. — Evchen gewann schnell ihre Fassung wieder. „Das darf Mama nicht sehn!“ sagte sie eilig. „Sieh mal an, Papachen, wer hätte gedacht, daß Du ein so loser Vogel warst,“ murmelte sie mit einem plötzlichen Versuch, zu scherzen. Dann, fortfahrend: „Hier ist ein Brief von ihm!“ Sie las: „Sehr geehrter Herr! Mit dankbarem Herzen ergreife ich nach Jahresfrist die Feder, um Ihnen mitzutheilen, wie glücklich wir geworden sind! Meine Frau ist ein Engel, ein wahrer Schatz. Ich hätte nie geglaubt, daß ich, der ich so allein in der Welt da stand, so viel Glück finden könnte. Vor drei Tagen hat meine Frau uns ein Töchterchen geschenkt, ein süßes Wesen, das wir Evchen nennen wollen. Es geht uns recht gut. Ich bin in lohnender Stellung, und meine Frau hat schon längst ihre Stellung aufgeben können. Wir werden Ihnen, verehrter Herr, ewig dankbar sein, daß Sie uns zusammengeführt haben. Hochachtungsvoll Ihr ergebenster Hermann Gerloff!“

Evchen war sehr bleich geworden. „Also Mama auch!“ stöhnte sie. Ihr Auge suchte das Rolands. Der hatte schon längst weitergelesen und zeigte ihr noch ein Briefchen. „Hier,“ sagte er, „ist die Bewerbung der späteren Frau Gerloff. Was für eine Handschrift! Fast die eines Kindes! Lesen Sie, Evchen!“ Seine Stimme klang weich. Evchen las: „Sehr geehrter Herr! Wenn die Annonce ehrlich gemeint ist, die des Mannes, der ein Mädchen sucht, das vor Armuth keine Furcht hat, so möchte ich mich melden. Mir graut vor der Einsamkeit, nicht vor dem Armsein. Ich bin ohne Verwandte und Freunde, ohne Heimath. Arbeiten kann ich, wenn ich auch nur klein und zierlich bin, und gesund bin ich auch. Aber ehrlich muß der junge Mann es meinen! Ich bin gut erzogen und will meinem todten Mütterchen keine Schande machen. Hochachtungsvoll Lili Berndt.“

Evchen saß stumm, wie vernichtet. Nun verstand sie alles, begriff die Angst ihrer Mutter. Für ihre eigene Zukunft, ihr eigenes Glück begann sie auch zu fürchten. Sie hatte das Buch geöffnet um sich über die Leidenschaften und Schwächen anderer Menschen zu amüsiren, etwa wie man vor einen Affenkäfig tritt, um sich über die närrischen Sprünge seiner Insassen zu belustigen, und nun grinsten ihr, sozusagen hinter den Eisenstäben, die Gesichter ihrer Eltern entgegen, die für sie bislang der Inbegriff verehrungswürdiger Erhabenheit gewesen waren. Sie fühlte sich aufs tiefste erniedrigt, sie entzog Roland ihr Händchen und griff nach dem Taschentuch, sich verstohlen eine Thräne abzuwischen. Dann, all ihren Stolz zusammenraffend, mit heroischer Anstrengung, sagte sie, indem sie das Buch zusammenklappte: „Herr Gott, wie die Zeit verrinnt! Ich muß wirklich an den Heimweg denken!“ Sie sprang auf. Auch Roland erhob sich. Er trat auf sie zu, legte seine Hand unter ihr Kinn, um ihr gesenktes Gesichtchen aufzurichten, und flüsterte mit einer Stimme, in der verhaltene Bewegung zitterte: „Evchen! Man könnte die weite Welt lange absuchen, ehe man wieder so liebe, einfache Leutchen finden wie die, die jene letzten Briefe geschrieben haben!“ — Evchen fuhr trotzig auf. „Einfältig wollten Sie sagen! Und diese Einfalt wird in ein Buch geklebt, damit andere Leute darüber lachen können! O, das thut weh!“ — „Evchen!“ sagte Roland. „Haben Sie mich darüber lachen sehen? Ich habe an ganz andere Dinge gedacht. Gedacht, wie glücklich ich sein würde, ein Mädchen mein eigen nennen zu können, das solche Eltern besitzt! Evchen, willst Du mein Weib sein und mit mir versuchen, ihnen gleich zu werden?“ — Evchen erwiderte nichts, aber sie ließ es geschehen, daß Roland ihr die Thränen von den Augen küßte.

Evchens Eltern hatten inzwischen schwere, sorgenvolle Stunden zugebracht. Besonders Mamachen quälte sich mit bösen Vorahnungen und ängstigte auch ihren Alten damit. „Er wird ihr das Sammelbuch seines Vaters zeigen,“ jammerte sie, „worin auch unsere Briefe sind. Sie wird uns verachten. Und dann — all die — die — Märchen, die ich ihr aufgebunden habe — was sollte ich auch thun — sie war immer ein so neugieriges Mädel — fand kein Ende mit Fragen — da mußte sie wissen, wie alles gekommen war, wie ich und Du uns kennen gelernt hatten — und ich konnte ihr doch nicht sagen, daß ein Heirathsbureau uns zusammengeführt — das närrische, romantische Ding.“ — Und Mamachen weinte. Der Alte schloß sie in seine Arme, tröstete sie, küßte sie und sagte: „Laß nur, Mütterchen, es war Bestimmung! Es mußte so kommen! Und wenn Evchen uns drob verachtet — es wird weh thun — aber dann haben wir uns noch, nicht?“ Mamachen schmiegte sich an ihn. — „Ja“, sagte sie, „wenn aber ihre Partie dadurch zurückgeht — wenn wir ihr Glück zerstören — es sind stolze Leute“ — der alte Gerloff that sein Bestes, Mamachen zu ermuthigen. Sie standen am Fenster und sahen die Dunkelheit hereinbrechen, die Sterne aufblitzen. Eng umschlungen, schwelgten sie in Erinnerungen, in der Erinnerung an all das Glück, das zärtliche Herzensliebe über sie ausgeschüttet, an die Gründung ihres kleinen Hausstandes, an den ersten schweren Kampf mit der Noth des Lebens, an Evchens Geburt und die sonnige Freude, die mit ihr bei ihnen eingezogen ...

Da tönte draußen das Klingeln von Fahrrädern. Es waren Roland und Evchen, die zurückkehrten. Evchen stürzte ihrem Mamachen um den Hals. „Ach, Muttchen,“ rief sie, „ich habe mich so göttlich amüsirt!“ Später, als sie bei der Lampe um den Tisch saßen, erzählte sie alles haarklein. Und auf eine gelegentliche, zögernde, halb gleichgiltig gemeinte Frage des Vaters, ob sie auch jenes merkwürdige Buch durchblättert hätte, rief sie, mit einem schnellen Blick zu Roland:

„Ach, das Buch! Das existirt schon längst nicht mehr! Der alte Herr Merkatt hat es vernichtet. Er meinte, es enthalte zu geheiligte Dinge, die für keines Fremden Auge bestimmt seien“ und während Herr Gerloff seine Billigung über diese verständige Handlungsweise aussprach, und Mamachen, vor Glückseligkeit fast zerschmelzend, ihrem Mann um den Hals fiel und lachte und weinte in einem Athem, stieß Roland sein Evchen, die Thränen in den Augen, ihren Eltern zusah, leise an und flüsterte: „Evchen? Werden wir auch so glücklich werden, wie dieses Paar aus dem Heirathsbureau?“

Leben für Leben.

Geschichte aus der californischen Wüste. Von Rufus.

Welchen eigenthümlichen Reiz die große californische Wüste in ihrer stillen Majestät auf den Reisenden ausübt, davon hat unser geschätzter Korrespondent, Herr A. Gumperz, erst vor Kurzem eine interessante Schilderung gegeben. Aber diese große Wüste hat auch andere Seiten, als die von ihm so schön beschriebenen — sie ist im Verlaufe der Jahrhunderte für Viele ein großartiger und schrecklicher Friedhof geworden — wer sie durchwandert, findet an vielen Stellen die weißgebleichten Skelette nicht nur von Thieren vieler Art, die dort zu Grunde gegangen sind, sondern auch von Menschen, die daselbst in Sonnengluth und Durst den Tod gefunden haben. In dieser Wüste hat sich seiner Zeit die Geschichte abgespielt, die ich heute meinen lieben Lesern erzählen will.

Der Platz, auf dem dieselbe beginnt, war eine Schädelstätte des Durstes, um es so zu benennen. Die Sonne hatte den ganzen Tag glühend heiß herabgebrannt auf das Skull-Valley, das Schädel-Thal, so genannt von den weißen Gebeinen, die allenthalben daselbst zu finden waren; es war ein ungeheures todtes Meer von Lava-Asche, in der nur die Mesquite-Büsche hier und da in der glühend heißen Luft zitterten. Die weiße Fläche lag unter dem erbarmungslos klaren blauen Himmel, als wollte sie ihn anflehen um einen Tropfen Wasser, so wie in der biblischen Erzählung der reiche Mann in der Hölle fleht, daß man ihm vom Himmel herab einen Boten sende, der ihm die Zunge mit einem Tropfen Wasser kühle.

Und in dieser Einöde lag ein Mann — sein Thier war todt und er selber dem Tode nahe. Er war der Sheriff von Silver Bar und war auf der Jagd nach einem Manne gewesen, der in dem Mining Camp einen Beamten erschossen hatte, weil derselbe ihn wegen der Ermordung eines Spielers verhaften wollte. Der Mörder war entflohen, und der Sheriff hatte sich aufgemacht, ihn zu fangen. In die Wüste hinein hatte er ihn verfolgt — ohne sich vorher für längere Zeit mit Wasser zu versehen, denn er wußte ja, daß er an einer gewissen Stelle nach einem Quell kam, dem einzigen, der weit und breit in einem Umkreise von hundertundfünfzig Meilen war. Dieser Quell lieferte Wasser Jahr aus Jahr ein. Aber als er dorthin gekommen war, da war er trocken und ein todter Coyote lag davor; mit geschwollenem Leibe — das Thier hatte das letzte Wasser aus dem Quell geleckt, und das war offenbar giftig gewesen. Nun lag der Sheriff dort, mit von dem scharfen Kali-Staub der Wüste dick geschwollenen Augen, mit von Durst hart geschwollener Zunge, er war dem Tode nahe. Schon hatte er das Bewußtsein verloren. Der Mann aber, den er verfolgt hatte und den er vor sich glaubte, war auf einem anderen besseren Wege in weitem Umkreise geritten und kam jetzt auch an den Platz, wo der Sheriff lag.

Als er den halbtodten Mann erblickte, da wandelte ihn ein eigenthümliches Gefühl an. „Na, der hat's ja eilig gehabt,“ murmelte er vor sich hin, „aber blinder Eifer schadet nur.“ Er sprang von seinem Pferde ab, sah sich den Halbtodten an, und dann stieg er wieder auf's Pferd und setzte demselben die Sporen in die Weichen — es war doch nicht sein Geschäft, den Sheriff zu retten, der hinter ihm her war, um ihn an den Galgen zu liefern.

Aber nicht weit war er, da hielt er — es war ihm, als könne er nicht weiter. Noch einmal setzte er sein Pferd in Trab — wieder hielt er, und dann murmelte vor sich hin: „Um ihretwillen thue ich es, es ist eine Thorheit, aber ich thue sie um ihretwillen. Ich muß es thun, ich kann nicht anders. Ich muß es um ihretwillen thun.“ Und damit lenkte er das Pferd zurück, und war bald wieder an der Stelle, wo der Sheriff lag.

Was sich dann zutrug, ist bald erzählt. Der junge Mann flößte dem Halbtodten von seinem Brandy ein, dann von dem Wasser, das er bei sich trug, er wusch dem Sheriff die Augen und die Zunge, und dann raffte er trockenes Mesquite-Gebüsch zusammen, um ein Feuer zu machen und Kaffee zu kochen. Der Sheriff kam unterdessen zu sich — er sah das Feuer, er sah den Mann, und wie seine Erinnerung wieder kam, da wollte er seinen Augen nicht trauen: Das war ja Kit Coot, der Mann, den er verfolgte. Und dieser Mann fragte ihn ganz ruhig: „Nun, seid Ihr wieder allright?“

Ja freilich war er so ziemlich wieder „allright“, aber nur körperlich, denn geistig war er es nicht — es war doch eine zu sonderbare Situation, in der er sich befand, er, der Sheriff, gerettet von und in der Gnade des Mannes, den er todt oder lebendig zurück nach Silver Bar hatte bringen wollen und sollen. Die Nacht war unterdeß angebrochen, die Luft wurde frisch, der Mond schien klar — die Männer saßen schweigend beieinander, der Sheriff aß und trank von dem, was Kit Coot ihm bereitet hatte. Eine leise Brise fing an zu wehen, die Coyoten in der Umgegend heulten, dann wurde Alles still — der Sheriff sank, zu Tode ermattet, auf seine Decke, der andere hüllte sich in seinen alten Rock, und so schliefen sie nebeneinander, bis der Morgen graute. Da weckte der junge Mann den Sheriff, es galt, die ersten Morgenstunden zu benutzen, um den Sheriff zurück und in Sicherheit zu bringen. Sie hatten nur ein Pferd — der Sheriff war noch todtmatt, er sollte reiten, aber das wollte er nicht thun — er konnte dem jungen Mann gegenüber nicht unehrlich sein, und doch konnte er nicht anders, als seine Pflicht thun. Er sagte ihm: „Laßt mich nur hier — wenn Ihr mich nach einer Ansiedlung bringt, muß ich Euch verhaften, es ist nicht anders möglich. Also nehmt Euer Thier und überlaßt mich meinem Schicksal, es geht nicht anders.“

Aber der junge Mann that das nicht. Er setzte den noch immer Schwachen auf sein Pferd und er wanderte neben ihm durch den Wüstensand, und als die Sonne stieg und es heiß wurde, machten sie wieder Rast, und er gab dem Sheriff zu essen und zu trinken, so daß derselbe erstarkte. Gegen Abend setzten sie ihren Weg fort, bis tief in die Nacht hinein, da kamen sie an jenen Hügel, an dessen Fuß glänzte ein Licht durch die Nacht, es war ein Corral. Hier wohnte ein alter Mann mit seinen beiden Söhnen.

„Ich habe hier einen kranken Mann,“ sagte Cook zu dem Mann, der da wohnte, „könnt Ihr ihm ein Bett geben und uns Beiden etwas zu essen?“

Das konnte der Mann, in dem Bett schlief der Sheriff, auf dem Stuhl daneben der junge Mann. Gegen Morgen wollte Cook sich fertig machen, um nun allein abzureiten; er wußte, daß der Sheriff hier Pflege fand, bis er wieder ganz hergestellt war, und dann von hier aus sich weiter helfen konnte. Aber als der Sheriff das sah, rief er dem Mann zu: „Haltet ihn fest, er ist ein Mörder!“

Cook zeigte nur auf das vom Fieber geröthete Gesicht des Sheriffs und sagte zu dem Alten: „Er hat das Fieber!“ Dann warf er sich auf sein Pferd und ritt ab. Aber als der Alte dann das Metallschild des Sheriffs sah, da begriff er, wie die Sache stand, und er rief seine beiden Söhne — sie sprangen auf ihre Pferde und zwei Stunden später kamen sie zurück, sie hatten den Mörder eingefangen, gefesselt.

Tage lang war der Sheriff im Fieber und konnte nicht mit seinem Gefangenen aufbrechen; aber seine eiserne Natur siegte, er wurde gesund und nun ging die Reise los, es waren fünf lange Tagereisen bis nach Silver Bar. Schweigend ritten die Beiden nebeneinander — der Sheriff hatte sich von den Leuten ein Pferd gekauft und den nöthigen Proviant. Am Abend des ersten Tages aber brach der Sheriff das Schweigen und sagte zu seinem Gefangenen:

„Bereut Ihr es nicht?“

„Was?“ fragte Cook.

„Daß Ihr mich nicht dort habt verenden lassen?“

„Ja, manchmal thue ich es, manchmal nicht,“ antwortete Cook. „Wahrscheinlich werden sie mich hängen.“

„Ganz gewiß, so hoch wie Haman,“ sagte der Sheriff. „Es war schlimm genug, was Ihr gethan. Warum habt Ihr denn auch den Marschall erschossen? Wenn sie Euch damals erwischt hätten, hätten sie Euch lebendig verbrannt, so wüthend waren sie. Warum mußtet Ihr auch den Mann ermorden?“

„Ich weiß selber nicht, wie es Alles so kam. Ich hatte Alles beim Spiel verloren und ich wollte den Spielhalter zwingen, mir mein Geld wieder zu geben. Ich schoß ihn im Streit, da fuhr der Marschall dazwischen und ehe ich wußte, was ich that, hatte ich ihn geschossen — so ist es gekommen. O, ich hätte damals viel darum gegeben, wenn ich an seiner Stelle todt gewesen wäre.“

„Aber warum habt Ihr mich denn gerettet, ich verstehe das nicht. Ihr wußtet ja doch, daß ich Euch festnehmen mußte, sobald ich konnte.“

Der Gefangene wollte erst nicht antworten, — er schien sich der Sache zu schämen. Aber der Sheriff ließ nicht ab, in ihn zu drängen, und schließlich bekannte der junge Mann: „Well — es sind Jahre her, da starb meine alte Mutter da unten in Silver Bar. Sie war sehr arm gewesen, kein Cent mehr im Hause, ich war krank in den Bergen und konnte nicht kommen. Da hat ein Anderer sie ehrlich begraben, ein Anderer hat Alles aus seiner eigenen Tasche bezahlt und hat sich dessen nie gerühmt. Aber ich weiß, wer es gewesen ist, — und nun sind wir quitt, und fragt mich nicht weiter, warum ich Euch gerettet habe.“

An diesem Abend kamen sie nach einem kleinen Städtchen und der Sheriff nahm dem Gefangenen die Fesseln ab, damit derselbe bequemer schlafen könne. Der Sheriff war ein Mann, der nicht viel Worte machte, und er hatte immer an der Ansicht festgehalten, daß ein Mann nicht ganz schlecht sein kann, der seine alte Mutter nicht vergessen hat.

Er war verwundert, am Morgen den jungen Mann noch neben sich zu sehen. Sie frühstückten zusammen und ritten weiter. Aber als sie an einer einsamen Stelle waren, da sagte der Sheriff plötzlich zu Coot:

„Nun, Coot, sei kein Esel und mach', daß Du fort kommst!“

„Und was wollt Ihr thun?“ sagte der junge Mann.

„Ich werde sagen, daß Ihr mir entsprungen seid,“ antwortete der Sheriff. Er brachte die Worte kaum aus dem Halse, so schwer wurde es ihm, so etwas zu sagen.

Da ergriff der junge Mann die rechte Hand des Sheriffs und drückte sie mit einer Inbrunst, in der Alles lag, was er hätte sagen mögen und doch nicht zu sagen vermochte, und er stammelte nur: „Lebt wohl, Sheriff! Das Leben ist süß, — und ich bin von nun an ein anderer Mann!“

„Lebt wohl! Lebt wohl!“ antwortete der Sheriff. Um Gottes Willen, werdet ein braver Mann!“ Das war der Abschied der Beiden von einander.

Mehrere Tage später ritt der Sheriff in Silver Bar ein, — er war ein gebrochener Mann. Die Leute hatten fest erwartet, daß er seinen Gefangenen mitbringen werde — seit 20 Jahren war er im Amt und noch nie war es geschehen, daß ein Gefangener ihm entsprungen wäre. Er konnte das nicht ertragen, — er resignirte und ging von Silver Bar fort. Als er abritt, wandte er sich nicht um, er wollte den Platz nicht wieder sehen, den er so verlassen mußte. Ein Tropfen stand auf seiner Wange. Es regnete, aber es war kein Regentropfen, denn derselbe war bitter und salzig.

(California Demokrat.)

Eine versteinerte Leiche.

In der Auktionshalle von Stevens in London gelangte vor Kurzem ein merkwürdiger Fund zur Versteigerung: die versteinerte Leiche einer Indianerin, die vor vielen hundert Jahren, lange bevor Kolumbus Amerika entdeckte, in einem Kupferschacht zu Chuquicamata im Innern von Calama (Autophagasta) verunglückte. Man entdeckte den Körper im November 1899 in einer Tiefe von etwa 6½ engl. Fuß, von Geröll und metallischer Erde bedeckt — gänzlich unbeschädigt und vollständig in der Form, wie er einst verschüttet sein muß. Ohne wesentliche Veränderung hat er sich erhalten. Die Haut ist weder zusammengeschrumpft noch geschwollen, die Poren sind hier und da noch erkennbar, und die Muskulatur zeigt sich ganz deutlich; ja, an dem schmerzlich verzogenen Munde und den angespannten Augenbrauen vermag man sogar noch etwas von der ausgestandenen Todesqual zu erkennen. Die trockene Hitze jener Gegend und der merkwürdige Gehalt von Sulfat und Kupferchlorat des Bodens haben den Leichnam zu einer Mumie gestaltet. Jene metallischen Bestandtheile haben das Fleisch des Leichnams durchtränkt und verhärtet. Nach und nach ist dann im Laufe der Zeiten das geworden, was wir heute vor uns haben ein petrifiziertes Zellengewebe von großer Festigkeit.

In seiner Farbe gleicht der Fund einer stark patinirten Bronze. Grün gefärbt sind auch die Stücke von Lamafell, mit denen die unglückliche Bergarbeiterin einer längst vergangenen Zeit sich die Beine umwunden hatte, sowie die verschiedenen Geräthschaften, die man bei ihr fand: Reste eines Korbes, Steinhämmer und Steinschaufeln, einige zugespitzte Stücke Holz und eine zerrissene Feldtasche, steinzeitliche Werkzeuge von beachtenswerther Vollkommenheit.

Das Gewicht des Leichnams beträgt nur 50 englische Pfund. Die Körpermaße deuten auf einen mittleren Wuchs hin. Auf das Alter des Fundes genau Schlüsse zu ziehen, ist schwer; jedenfalls datirt er aus der vorspanischen Zeit, da nach dem Eintreffen der Spanier an Stelle der bisher gebrauchten steinernen Werkzeuge Bronzegeräthe üblich wurden.

Automobil vor 200 Jahren.

Man schreibt aus Amsterdam: Das hiesige Handelsblatt veröffentlicht einen Artikel des „Haegse Mercur“ vom 29. März 1698, welcher einen Bericht über die neuesten Ereignisse in England enthält und in welchem auf eine neue Erfindung aufmerksam gemacht wird. Es heißt hier: „Ich habe einen Wagen gesehen, der sich ohne Pferde weiter bewegte, er hat im Innern Eingeweide wie eine Uhr, und wenn die Feder aufgezogen ist, so fährt der Wagen so lange weiter, bis die von der Feder getriebene Kette abgelaufen ist.“ Da hätten wir also ein Automobil und was der Korrespondent des „Haegse Mercur“ weiter schreibt, ist ebenfalls interessant, weil es uns das alte Wort, daß alles schon dagewesen sei, in Erinnerung bringt. Denn er sagt: „Was würden unsere Bauern für Augen machen, wenn sie auf Gottes Wegen einen solchen Maschinenwagen ankommen sehen würden. Diese würden sicherlich nicht vor ihnen ausweichen, sondern es würde zum Vortheil der Dorfbarbiere manches Messer gezogen werden.“ Der Empfang, der in unseren Tagen manchen Kraftwagen seitens der ländlichen Bevölkerung zutheil geworden ist, beweist, daß die Sitten dieser Volksklassen nach 200 Jahren kaum andere geworden sind.

Patriotisch.

Sonntagsreiter (verzweifelt): „Ob der Gaul vielleicht einen Feldzug mitgemacht hat? Bei dem Kriegerdenkmal bleibt er jedesmal eine Viertelstunde sinnend stehen!“

Früher legte man für die Freunde die Hand ins Feuer, jetzt bietet man ihnen Feuer an, um eine Zigarre anzuzünden.

Unfrieden.

Gast: „Eine miserable Wirthschaft das! Das Essen ist schlecht, das Bier warm und in der Zeitung steht auch nichts drin!“